

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Ein Blick hinter die Kulissen der oldenburgischen
Landeskirche**

Thaden, Johannes

Heidelberg, 1893

XXII. War die oldenburger Landeskirche in Gefahr? oder Was lag der
oldorfer Separationsbewegung in Wirklichkeit zu Grunde?

urn:nbn:de:gbv:45:1-5598

beraten mit der freudigen, zuversichtlichen Bitte: „Herr hilf, laß's uns gelingen, denn wir gehen mit heiligstem Ernst an das Werk zu deiner Ehre, gleich unseren Vätern; so hilf denn auch uns, wie du ihnen geholfen zur Zeit der — Reformation.“

XXII.

War die oldenburger Landeskirche in Gefahr?

oder

Was lag der oldorfer Separationsbewegung in Wirklichkeit zu Grunde?

Es ist auffällig, wie rasch manche Menschen entschlossen sind, über ihren Nächsten zu Gericht zu sitzen und das Verdammungsurteil zu fällen, wenn derselbe es einmal gewagt zu haben scheint, in das ruhige Einerlei ihrer Lebensinteressen störend einzugreifen, indem er sie zwingt, sich Gedanken über Dinge zu machen, welche ihnen die erwünschte Ruhe und friedliche Stille um sie her für einen Augenblick zu rauben geeignet erscheinen mögen. Da wird dann gleich Kanzel und Altar, so gut wie Tagespresse und Stammtisch zum Richtstuhl, vor dem der liebe Nächste seinem Thun die erbärmlichsten Motive und Interessen untergeschoben sehen muß, darnach angethan, ihn in der öffentlichen Meinung recht blozustellen und herabzumwürdigen. Auch zu meinen Ungunsten habe ich solches gegen Ende verfloffenen Jahres genügend erfahren dürfen, mancher Leser weiß darum.

Ein Amtsbruder meines Vaters warf mir von der Kanzel aus ohne Bedenken schnöden Eigennutz und Selbstsucht als Triebfeder meines Handelns vor und flehte den Herrn um Hilfe in der Not der Kirche angesichts ihrer im Innern umhererschleichenden Feinde an, eine vielgelesene Kirchenzeitung öffnete, irreführt, ihre Spalten einem langentendenziosen Artikel, in welchem mir der schwere, schnöde Vorwurf gemacht wurde, ich sei drauf und dran gewesen, meine Heimatgemeinde um schnöden Goldes Preis von der Landeskirche loszukaufen und nur durch die Dazwischenkunft der Oberkirchenbehörde an der Verwirklichung meiner Absicht verhindert worden. Die Tagespresse stellte mich in der interessantesten Weise als verurteilten Theologen in eine Linie mit dem ehemaligen P. Müller-Goldenstedt, welcher durch sein Thun und Treiben s. Zt. die Landeskirche in aller Gerede brachte, und ein Stadtgeistlicher

erklärte gar meinem Vater, man befürchte, daß ich fähig gewesen sei, in Gegenwart meines Vaters, den Kampf gegen die Landeskirche im Gotteshaus zu predigen, noch dazu am selben Tage, als mein Vater nach 45 Jahren treuen Dienstes in der Landeskirche unter Worten des Friedens und der Liebe von der Gemeinde Abschied nahm.

Nun, wer meine im Druck erschienenen „Abschiedsworte an meine Heimatgemeinde“ (Verlag von J. Hörning, Heidelberg) gelesen hat, wird schon allein dadurch eines anderen belehrt worden sein.

Und so könnte ich noch manche andere Urteile, welche über mich ergangen sind, dem Leser wieder in Erinnerung bringen, doch was soll's? ich ziehe es vor, ihm durch eine Darlegung des Sachverhalts die Möglichkeit zu geben, sich selbst ein Urteil zu bilden und hoffe, wie in der Beleidigungsfrage,*) so auch in dieser Separationsfrage günstige Beurteilung erwarten zu dürfen.

Es war schon eine kleine Weile verstrichen, seitdem der Oberkirchenrat in allerhöchstem Auftrage meiner Heimatgemeinde die Mitteilung gemacht hatte, S. K. Hoheit habe der Gemeinde Bittgesuch, mir durch allerhöchste Entscheidung die bedingungslose Erlaubnis zum Predigen im Heimatsorte zu erteilen, als unbegründet abgelehnt, da saß ich wiederum einmal in einer Familie hinter einer Tasse Kaffee, wie ich es gerne bald hier, bald dort in der Gemeinde pflegte, um auch an meinem Teil das schöne Band zwischen Pfarrhaus und Gemeinde immer fester knüpfen zu helfen, und unterhielt mich mit den Einzelnen am Tische über Dieses und Jenes. Natürlich handelte es sich auch um Landwirtschaft, ihren derzeitigen Stand, und was sie an Arbeit auf dem Felde und in der Scheuer, auf Stall und Tenne gerade mit sich bringe; Gespräche über derlei Dinge legt ja die tägliche Berufsarbeit der Landbevölkerung nahe; darüber muß man drum auch mitsprechen wollen und — können; allein das Volk hat auch andere Interessen, mancher Geistlicher auf dem Lande dürfte sich dies gesagt sein lassen. Es liegt hier ein noch großes Arbeitsfeld für ihn vor, welches bislang gar wenig angebaut worden ist, aber ihm viel Befriedigung und auch viel Nuß fürs Amt gewähren könnte. Regere geistiger Beschäftigung steht die ländliche Bevölkerung im allgemeinen natürlich ferne; schon allein die ununterbrochene körperliche Arbeit zwingt sie zum Verzicht auf Be-

*) Was die geschichtlichen Gründe meines Auftretens anbelangt, die bei meiner Beurteilung nicht zur Sprache gekommen sind.

friedigung ihrer geistigen Interessen; daß aber solche, mögen sie sich im allgemeinen auch auf bescheidenem Niveau halten, vorhanden sind, zeigt deutlich genug der Umstand, daß zur Winterszeit, wenn nach der Tagesarbeit die Familie sich noch für kurze Zeit beim traulichen Lampenschein versammelt, ehe sie zur frühen Ruhe geht, „Geschichten-Bücher“, wie es im Volksmund heißt, gleichviel heiteren oder ernsteren Inhalts, aber auch „Lesemappen“ wie überhaupt die belletristische Litteratur der Gegenstand ungeteilter Aufmerksamkeit und regsten Interesses in vielen Familien sind. Stets habe ich geistiges Interesse auch viel bei den sog. kleinen Leuten gefunden, und bin ich überzeugt, daß Pfarrer, wollten sie sich die Mühe geben, aus ihrem Wissensgebiet,*) in der richtigen Weise Stoffe zu Gesprächen und Unterhaltungen und auch zu kleinen öffentlichen Vorträgen zu schöpfen, auf eine dankbare Zuhörerschaft, vor allem an Winterabenden, rechnen dürften. Und ihre Zeit wäre dabei nicht übel angewandt! Es könnten sich kleine gesellige Abende, womöglich im Pfarrhaus selbst, an solche Vorträge anschließen, und dem Pfarrer und seiner Familie dazu Gelegenheit geboten werden, den dankbaren Zuhörern so recht von Herzen zu zeigen, wie gern man sich mitten unter ihnen wisse, einerlei ob sie nun arm oder reich, angesehen oder nicht angesehen im Leben seien, und wie man keinen herzlicheren Wunsch habe, als der Gemeinde in allem zu dienen, für sie zu leben. Ich meine, ein jeglicher Pfarrer müßte solchen Wunsch hegen, aber warum denn, frage ich, noch nirgends ein Bestreben, wenigstens einmal die Jugend an sich heranzuziehen, ihr z. B. den lieben Sonntagnachmittag**) zu schenken, im Sommer zu fröhlichem Beisammensein im großen Pfarrhausgarten, im Winter zu heiterem Gespräch und Spiel hinter warmem Ofen? Ich kann mir gar keinen schöneren Sonntagnachmittag denken als den, an welchem man bald diesen, bald jenen Kindern der Gemeinde, wenn möglich allen zugleich, — denen die Eltern in den meisten Fällen zweifellos für ein paar Stunden den Laufpaß geben würden, weil sie in sicherer Gut im Pfarrhaus sind — Freude macht; und es ist so leicht, denn wie bald ist ein Kinderherz des Jubels voll, wenn es empfindet, daß man es mit Liebe umgiebt. Und wem nun einmal immer allein sein Amt als Diener am „Wort“ im Vordergrund steht

*) Wenn es sich nicht allein auf das theologische bezieht.

**) In wenigen Gemeinden drängen den Pfarrer am Sonntag-Nachmittag besondere Amtsgeschäfte.

und jeglicher „gefelliger“ Verkehr mit den Großen und Kleinen seiner Gemeinde nicht so wichtig erscheint, wie er es in Wirklichkeit ist, der mag ja immerhin mit den Kindern in solchen Stunden fröhlichen Beisammenseins „auch“ ein paar schöne religiöse Lieder singen, auch mit ihnen ein kleines Dankgebet für froh verlebte Stunden am Schlusse sprechen, die Kinder werden herzlich gern dazu bereit sein, und wird er somit auch ja unmittelbar einen religiösen Zweck, der ihm gerade so wichtig erscheint, mit den Versammlungen verfolgen können. Und was nun die oben erwähnten Vorträge anbelangt, die je nach dem Zweck, welchen der Pfarrer mit ihnen verbindet, im Pfarrhaus oder im Gasthaus von ihm gehalten werden könnten, so dürfen auch darin religiöse Fragen von ihm recht wohl erörtert werden; er braucht nicht zu fürchten, kein Interesse zu finden, wenn er die richtigen Stoffe zu wählen versteht und nicht darauf ausgeht, Erbauungsstunden, um Mißverständnis zu vermeiden, besser gesagt, ernste Andachtsstunden, mit den Versammelten abzuhalten. Bei allem so sehr darniederliegenden kirchlichen Sinn ist das religiöse Interesse eben dennoch vorhanden; welcher Mittel es bedarf, um dasselbe wieder dauernd zu wecken, das ist freilich eine andere Frage, zu ihrer Lösung gehört aber zweifellos auch eine ernste Berücksichtigung obiger Gesichtspunkte.

Nun, um religiöse Dinge drehte sich denn auch an jenem, zu Beginn des Kapitels erwähnten Nachmittag das allgemeine Gespräch; so kam es, daß man schließlich auch wieder auf die kirchlichen Verhältnisse der Landeskirche zu sprechen kam, und der Zufall wollte, daß die seit der allerhöchsten Entscheidung noch immer erörterte Angelegenheit meines Predigens aufs neue in unseren Gedankenkreis trat; ich konnte in jener Zeit ja kaum in irgend ein Haus kommen, ohne daß diese ein Gegenstand lebhafter Erörterung wurde. Nachdem wir nun gegenseitig wieder lang und breit Vermutungen über das der Gemeinde so gering erscheinende Entgegenkommen des Oberkirchenrats*) aufgestellt hatten, auch dabei wieder der allgemeinen Unzufriedenheit mit vielen Verhältnissen der Landeskirche gedacht hatten, suchte ich das Gespräch durch Hinweis auf die, jegliche weitere Schritte in meiner Sache unmöglich machende allerhöchste Entscheidung auf andere Dinge zu lenken. Dennoch ward noch einmal am Tisch die Frage laut, ob sich denn der Gemeinde gar kein Ausweg biete, um mir das Predigen nach ihrem Wunsch doch zu ermöglichen.

*) Vgl. Bittschrift an den Landesfürsten.

Diese Frage, so zwecklos sie unter den obwaltenden Umständen erscheinen mußte, sollte in Bälde große Folgen haben. Ich beschäftigte mich in jener Zeit gerade mit der allgemeinen Missionsgeschichte; die Geschichte der Hermannsburger Mission hatte mich tags vorher auch auf das Studium der Separationsbewegung geführt, welche zur Zeit der Einführung der Union in Preußen von dem Direktor des betreffenden Missionsseminars, Th. Harms, aus äußeren Anlässen eingeleitet wurde; bekanntlich endete die Bewegung mit der Gründung einer separiert lutherischen Kirche, die noch heute fröhlich gedeiht. Der Zufall wollte, daß mir gerade diese Separationsbewegung in den Sinn kam, als die Frage, ob denn kein Mittel zu finden sei, mir das Predigen zu ermöglichen, in erwähntem Gespräch beim Kaffee nochmals auftauchte. So kam's, daß ich lächelnd sagte: „Nun, ein Mittel wüßte ich doch noch wohl zu nennen, aber erschrecken Sie nur nicht — nämlich Separation.“ Will dieser oder jener Leser mir vielleicht einen Vorwurf daraus machen, daß ich, wenn auch ganz leichthin, dieses Wort in die Erörterung hineingeworfen habe? Da gebe ich doch zu bedenken, daß ein jeder, welcher unsere Oldenburger kennt, weiß, daß sie einerseits nicht so rasches Blut und so rasch entschlossenen Sinn, wie Südländer haben, sich drum auch nicht so bald für eine ihnen bisher völlig fremd gebliebene Idee zu begeistern vermögen — dat is to nee, d. h. das ist uns zu neu, um unseren Beifall zu finden, kann man oft im Volke sagen hören — und andererseits auch zu wenig religiös interessiert erscheinen, um gar für einen Gedanken von solcher Tragweite, wie eine Separation, gleich „Feuer und Flamme“ zu sein, selbst wenn ein Unwille gegen die Oberbehörde sie erfaßt haben mag. Nahm es mich doch schon, obwohl ich mich in einer kirchlich gesinnten Familie befand, Wunder, die Frage ausgesprochen zu hören, ob denn eine solche Los-trennung überhaupt denkbar sei. In Anbetracht des oben gekennzeichneten Naturells, welches den Oldenburgern gern den Vorwurf einträgt, Fischblut zu haben, sah ich trotz der vorliegenden Verhältnisse nichts Bedenkliches darin, das Wesen einer Separation zu schildern und die Möglichkeit einer solchen auf Grund der Kirchenverfassung zu erörtern. Vielleicht habe ich dabei aber mehr Wärme und Begeisterung an den Tag gelegt, als nach den Verhältnissen zuträglich sein mochte. So muß es schon gekommen sein, daß ich den Eindruck machte, als ob ich gern geneigt sein würde, mich an die Spitze einer etwaigen Separationsbewegung zu stellen, trotzdem ich bislang oft genug, wie meine beiden

Brüder, ausgesprochen hatte, daß dem Untergang schier nahe kirchliche Leben in großen Teilen des Volkes habe uns von vornherein auf ein späteres Pfarramt im Heimatlande verzichten lassen und veranlaßt, auswärts das Examen abzulegen. Von weiterem war hienach nicht die Rede, auch trieb mich die Nähe des Abends zum Aufbruch, da ich noch ein gut Stück Wegs heimwärts hatte. Nach diesem Gespräch mochten schon mehrere Tage verfloßen sein, ohne daß ich in die Gemeinde oder das Dorf kam, da brachte unser Dienstmädchen eines Morgens von einem Gange ins Dorf die Nachricht mit nach Haus, die Oldorfer wollten aus der Landeskirche austreten und ein neues Bekenntnis annehmen,*) und ich würde alsdann ihr Pfarrer werden; es sei im Kaufladen („vört Tönbank“, wie es im Volksmund heißt) allgemeines Gespräch der Anwesenden gewesen, und habe der ganze Plan viel Beifall! Wie war das ganze Gerücht, welches schon solch' konkrete Form angenommen hatte, entstanden? Was nur hatte die Veranlassung gegeben? Nach längerer Erwägung schien die Sache mir klar zu sein. Offenbar hatte ich die Unzufriedenheit der Gemeinde mit den dormaligen Verhältnissen nicht hoch genug geschätzt, der Wunsch, befriedigende Zustände angebahnt zu sehen, hatte sich auch nach der ungünstigen, allerhöchsten Entscheidung, welche jegliche „weiteren

*) Das Gerücht von einem Bekenntniswechsel entbehrte freilich von vornherein jeder Wahrscheinlichkeit, denn in keiner Landeskirche ist eine größere Bekenntnisfreiheit denkbar, als in der oldenburgischen. Das hat sich auch zur Zeit der kürzlichen leidenschaftlichen Streitfragen um die Echtheit! des Apostolikums und seinen religiösen Wert deutlich gezeigt; als andere Landeskirchen für dasselbe öffentlich einzutreten für nötig befanden, bewahrte man in der oldenburger Landeskirche völliges Stillschweigen. Der Streit focht die lutherische Landeskirche nicht an, da sie den Gebrauch des Apostolikums den Geistlichen weder im Gottesdienst noch im Konfirmandenunterricht (oder bei der Einsegnung) zur Pflicht macht, auch ihre Geistlichen nicht auf dasselbe verpflichtet, sondern ihnen bei der Ordination „nur“ den Eid abnimmt, nach „Anleitung“ der Confessio Aug. das Wort Gottes zu verkündigen. Selbst ein bestimmter Katechismus ist ihnen nicht für den Unterricht vorgeschrieben; durchgehends wird natürlich der lutherische kleine Katechismus gebraucht, doch sehen auch einzelne Geistliche von einem Gebrauch desselben ab. Bemerkenswert ist auch noch, daß es kein fest vorgeschriebenes Taufritual giebt, vielmehr die Wahl des Taufmodus ganz den Geistlichen überlassen ist; selbst für den sonntäglichen Gottesdienst ist keine bestimmte Agende eingeführt, sondern nur die württembergische in Vorschlag gebracht worden. Es ist recht zu bedauern, daß die oldenburgische Landeskirche so wenig liberale Geistliche hat; die große Freiheit in dieser Hinsicht kann doch nur von solchen in unseren Zeiten hinreichend gewürdigt werden.

Schritte auf Grund der Kirchenverfassung“ unmöglich machte, rege erhalten, so war's gekommen, daß der von mir einmal flüchtig hingeworfene „Separationsgedanke“ gleich einigen Beifall fand, sobald er von irgend einer Seite her, vielleicht im Gespräch hinterm Glase Bier, an die Öffentlichkeit gelangt war; und was viele nun wünschen mochten, das ward, zumal ich mit Wärme für den Gedanken selbst eingetreten zu sein schien, sofort, wie es eben zu gehen pflegt, als der Verwirklichung schon nahe, angelegentlich besprochen und diskutiert.

Was sollte ich hierbei nun thun? Der Urheber der Separationsidee war ich zweifellos gewesen; also war es nun meine Sache, Rat zu schaffen. Das einfachste wäre entschieden eine sofortige Abreise aus der Heimat gewesen; meinem Vater im Amte zur Seite zu stehen, wo er es wünschen mochte, war mir ja doch schon versagt worden; also eine durch seinen Wunsch mir nahe gelegte Kindespflicht nach dieser Seite hin band mich nicht mehr! Allein die Ruhe und Stille eines ländlichen Pfarrhauslebens schien mir noch zur Zeit zu ersprießlich für meine Studien. Immerhin faßte ich vorübergehend einen Wechsel des Aufenthaltes ins Auge. Meine Oldorfer werden sich erinnern, daß einmal das Gerücht auftauchte, ich gedächte nach Schlesien zu gehen; ob es in weitere Kreise gedrungen ist, weiß ich nicht, mir kam daselbe im Wirtshaus wieder zu Ohren; es war durch Mißverständnis veranlaßt worden: ich trug mich nämlich wieder mit dem Gedanken, nach St. Louis zu gehen, um in den Dienst der freien amerikanischen Synode einzutreten. Indessen, ich ließ den Plan wieder fallen: Da mein Vater daran dachte, in nächster Zeit in den Ruhestand zu treten, so glaubte ich mir die Möglichkeit offen halten zu sollen, mit ihm nach Heidelberg, wo er seinen Lebensabend zu genießen gedachte, zu ziehen. Was sollte denn aber aus der durch mich nun einmal veranlaßten Separationsidee werden? Daß sie „von selbst“ einschlafen werde, schien nicht wahrscheinlich; pflanzte sich doch binnen kürzester Zeit das Gerücht von Gemeinde zu Gemeinde fort, Oldorf lag eben an einem Hauptknotenpunkt des Verkehrslebens; dazu war es schon seit längerer Zeit infolge meiner Predigtangelegenheit Gegenstand des Gesprächs an manchen Orten geworden. Was that ich denn nun in dieser Sache? Einen Schritt, der meine Oldorfer und alle, welche von dem weiteren Verlauf der Angelegenheit Kunde erhielten, zu der sicheren Überzeugung geführt hat, daß ich „fest entschlossen“ war, die Separationsidee, nachdem ich selbst sie zuerst in's Leben gerufen, nun auch „unbekümmert um alle ersichtlichen Hindernisse“ zu verwirklichen!

Und ich kann ihnen diese Überzeugung schlechterdings nicht verargen, denn keiner vermag des Anderen Gedanken zu lesen, und der Schein ist offenbar gegen mich. Dennoch erwies sich der von mir gethane Schritt als die einzig glückliche und sichere Lösung der für die Landeskirche scheinbar so gefahrdrohenden Separationsfrage; war er doch allein geeignet, die ganze Bewegung, welche alle Gemüther so sehr beschäftigte, binnen kürzester Frist zum Stillstand zu bringen. Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß mir ein Pfarramt an einer separierten Gemeinde, Oldorf, durchaus sympathisch gewesen wäre; denn wenn ich auch keineswegs blind gegen die Gefahren bin, welche eine Separationsstellung für Pfarrer und Gemeinde gleicherweise in sich schließt, so habe ich doch auch einen zu offenen Blick für das schließliche Ende des in rapider Abnahme begriffenen kirchlichen Sinnes und Lebens — als der Grundlage jeglichen christlichen Wesens! — in der oldenburger Landeskirche!

Aber dies Eine möchte ich hier feststellen als Zweck meiner ganzen Ausführungen: Eine „zuversichtliche Erwartung“, meine Heimatgemeinde zur Separation führen zu können, oder der feste Entschluß, „unter allen Umständen“ mich zum Pfarrer an der freien Gemeinde Oldorf zu machen, ist nicht die Triebfeder meines Handelns gewesen!! Die Möglichkeit einer Separation stand mir fest. Das oldenburger Kirchenverfassungsgesetz, sowie Ausführungen über dasselbe in den Werken namhafter Kirchenrechtslehrer sichern den Besitz des Kirchengutes für jede aus dem oldenburgischen Landeskirchenverband ausscheidende Gemeinde; aber gerade die Bedingungen, welche „ich selbst“ an die eventuelle Wahl meiner Person zum Pfarrer an der separierten Gemeinde zu knüpfen gewillt war, mußten ersichtlich genug, wenn ich mich nicht völlig irren sollte, die Separationsidee „zu Fall bringen.“ Denn allzu verlockend waren, wie mir jeder zugeben wird, die Bedingungen, welche ich noch zu nennen habe, nicht, und wenn ich mich auch eines „recht großen“ Vertrauens seitens der Gemeinde, wie der Leser aus Früherem erfahren hat, erfreuen durfte, so mußte es doch Jedem, der über die kirchlichen Interessen in unseren Gemeinden auch nur einigermaßen unterrichtet ist, von vornherein feststehen, daß vor der Forderung an die Gemeinde, meinethalben Opfer zu bringen, jegliches Interesse für mich und jeder Wunsch, mich dauernd in ihrer Mitte thätig zu sehen, augenblicklich „in den Hintergrund“ gestellt werden würde! Also schon jetzt sei jeder mir gemachte Vorwurf, daß ich ohne Dazwischenkunft des Oberkirchenrats meine Heimatgemeinde

zur Separation verführt haben würde, als grundlose Verdächtigung abgewiesen! Nun will ich dem Leser die genauen Data zur Kenntnissnahme und Beurteilung in dieser Sache unterbreiten.

Fest stand es mir, daß die Stimmung im allgemeinen wohl für eine Separation nach dem Rücktritt meines Vaters vom Amte war; solches ergab sich mir, ohne daß ich Gelegenheit nahm, mich näher zu vergewissern, aus dem Umstand, daß die Schuljugend schon angelegentlichst über den „neuen jungen Pastor“ sich unterhielt und mich, wo ich ihr begegnete, noch einmal so freundlich, wie vorher, begrüßte. Allein Wollen und Handeln sind zwei von einander gar sehr verschiedene Dinge — Doon is'n Ding, d. h. „Thun“ ist ein Ding oder hat allein Bedeutung, sagt drum auch das plattdeutsche Sprichwort — zumal auf dem Lande, wo mehr als anderwärts alles auf den maßgebenden Einfluß der wenigen Wohlhabenden und Angesehenen ankommt. Wollte ich also den von mir ins Auge gefaßten Zweck erreichen, so mußte ich mich an die geringe Zahl der „Ersten im Kirchspiel“ („de ersten int Kaspel“) wenden, um die Stellungnahme dieser zum Separationsgedanken zu erkunden; ich entschloß mich also dazu, einen nach dem andern aufzusuchen und mich mit ihnen über die Separationsidee auszusprechen!

Als ich mit dem Rundgang fertig war, sagte ich mir natürlich, daß ich, sobald derselbe ruckbar werde, mit der Gewißheit rechnen müßte, als ein neuerungsfüchtiger Separatist und Feind der Landeskirche „verschrieen“ zu werden.

Wie dachten denn nun aber die Mitglieder der kirchlichen Kollegien sowie des Gemeinderats („die Ersten im Kirchspiel“) über die Separationsidee? Nachdem sie sich genügende Klarheit über die Möglichkeit einer Separation verschafft zu haben glaubten, fand dieselbe bei der Mehrzahl ungeteilten Beifall, wenige äußerten Bedenken, Einer nur erklärte sich entschieden gegen die Idee. Sollte ich mir an dieser Erkenntnis genügen lassen und von weiterem abstehen? Dies war nicht wohl geboten! Denn nun, wo ich durch eine „direkte Besprechung der Separationsidee mit den maßgebenden Kreisen der Gemeinde“, der einmal entstandenen Bewegung neue Nahrung selbst gegeben hatte, drängte die Angelegenheit zweifellos noch mehr als vordem zu einem Abschluß. Auch hatte ich bei meinen Besuchen nur ganz im allgemeinen mir über die Stellungnahme der einzelnen zur Separationsidee Klarheit zu verschaffen gesucht, ohne schon darnach zu fragen, wie man über die Separation angesichts „gewisser“ Bedingungen etwa noch denke, welche ich

für mich geltend machen zu müssen glaubte, wenn ich eben „nicht“ darauf ausgieng, die Gemeinde „um jeden Preis“ von der Landeskirche loszutrennen, sondern vielmehr zur Lösung der ganzen Separationsfrage die Gemeinde in ihren Vertretern einmal vor all' die Konsequenzen zu stellen beabsichtigte, welche ich mit der von manchen gewünschten Durchführung zu verknüpfen fest entschlossen war, und ohne deren Billigung „auch für sie“ der ganze Gedanke als hinfällig und unausführbar „ins Licht treten“ sollte. Behufs dessen hatte ich denn nun die Kollegien zu einer Versammlung gebeten, welche auch, da alle erschienen, stattfinden konnte.

Mit diesem Augenblick trat die Separationsbewegung natürlich in ein scheinbar ganz neues Stadium; alles gewann den Anschein, als ob ich die Idee, nachdem sie ersichtlich viel Anklang gefunden hatte, nun auch unter allen Umständen zur Ausführung zu bringen wünschte. Ich will hiermit — nochmals sei es gesagt — nicht behauptet haben, daß ich, falls die Oldorfer unter „Annahme“ der von mir zu „anderem“ Zweck gestellten Bedingungen mir die Pfarre angeboten haben würden, dieselbe abgelehnt hätte, nur dies will ich klar gestellt haben, daß ich selbst nicht der Erwartung lebte, daß eine Separation zu Stande komme, als ich die populär gewordene Idee aufgriff; dies mag dem Leser auch noch aus zwei anderen Thatsachen unzweifelhaft klar werden:

1) Bei dem ersten Gerücht über die Separationsidee war der alte Ortschaftslehrer in die größte Aufregung geraten und hatte in den erregtesten Worten seinen Widerwillen gegen mein vermeintliches Vorhaben bezeugt. Trotzdem ich ihm persönlich sehr nahe stand, und mir nicht wohl verhehlen konnte, daß bei dem großen Einfluß, welchen er, wie überhaupt die Schulmeister auf dem Lande, auf das Urteil der Gemeindeglieder hatte, seine Abneigung gegen die populäre Separationsidee auch ganz erheblich auf die Stimmung der Gemeinde einwirken mußte, so sprach ich mich dennoch nicht mit ihm über den Separationsgedanken aus, ob er sich nicht doch umstimmen lasse, und lud ihn nicht mit den anderen maßgebenden Persönlichkeiten der Gemeinde zur Versammlung ein. 2) Den meinem Vater auf das bitterste verfeindeten Kirchenältesten dagegen, in welchem ich, wie alle in der Gemeinde, einen der kirchlichen Oberaufsichtsbehörde sehr geneigten, weil von ihr sehr geschätzten Mann erblickte, und der mir bei meinem Besuch natürlich von vornherein seine Abneigung gegen die Separationsidee ausgesprochen hatte, trachtete ich „auf alle Weise“ zur Teilnahme an

der Versammlung zu bewegen! Zunächst forderte ich ihn nämlich mündlich zur Teilnahme auf, dann bat ich, um seines Erscheinens gewiß sein zu können, als er Mangel an Zeit vorschützte, ein ihm näher stehendes Mitglied des Kirchausschusses, ihn, wenn möglich, von Hause abzuholen und zur Versammlung zu geleiten, und endlich sandte ich ihm noch einen Brief mit der Aufforderung zum Erscheinen. Alles dies hieß, wenn ich ernstlich auf eine Verwirklichung der Separationsidee rechnete, doch offenbar nichts anderes als unbegreifliche Unflugheit, die an Einfalt grenzen würde, denn das völlige Versäumnis, den Lehrer mit seinem maßgebenden Einfluß noch für mich zu gewinnen zu suchen, und andererseits die Hinzuziehung eines Mannes zur Versammlung, welcher die für eine Verwirklichung der Separationsidee unbedingt notwendige Geheimhaltung des ganzen Planes vor der Oberkirchenbehörde, klar genug, hintertreiben würde, müßte doch jegliche ernste Absicht, die Separation durchzuführen, als gänzlich sinnlos erscheinen lassen! Will der Leser mir eine solche Thorheit zutrauen? Ich mag es nicht wohl glauben.

Allein, daß ich nicht versäume, in diesem Zusammenhang näher des Briefes Erwähnung zu thun, welchen ich i. Jt. dem erwähnten Kirchenältesten sandte, und der nun in dem Besitze des Oberkirchenrates sich befindet, nachdem der Kirchenälteste auf sein Eigentumsrecht verzichtet hat. Dieser Brief könnte nämlich auf den ersten Blick gegen mich zeugen! Ich habe in demselben, um den Adressaten auf jeden Fall zum Erscheinen zu bewegen, ausgesprochen — indem ich „den Mund recht voll nahm“ —, es stehe außer allem Zweifel, daß auch ohne seine Zustimmung die Separation „vor sich gehen“ werde, da ich die Mitglieder der drei Gemeindefollegien bereits für mich gewonnen hätte und bei der Stimmung der ganzen Gemeinde der Durchführung des Separationsgedankens bereits gewiß sein könne; also sein etwaiges Fernbleiben von der Versammlung werde trotz seiner Mitgliedschaft im Kirchenrat nichts an der Sache zu ändern vermögen.

Wie wenig ich in Wahrheit behaupten konnte, des Gelingens einer Separation sicher zu sein, wenn ich überhaupt an eine solche dachte, geht schon daraus hervor, daß ich ja vor der Versammlung noch mit keinem, weder aus den Kollegien noch aus den übrigen Gemeindegliedern über die „Bedingungen“, die ich meinerseits ihnen stellen wollte, gesprochen hatte! Ich nahm den Inhalt des Briefes als eine kleine Notlüge auf mich, um nur gewiß den Kirchenältesten bei der Versamm-

lung gegenwärtig zu sehen, damit doch ja alles „vermieden“ werde, was den Anschein erwecken könne, als ob ich, gestützt auf persönliche Gönner und Freunde, eine von mir zufällig in die Gemeinde hineingetragene Separationsidee nun in aller Stille, verborgen vor der kirchlichen Oberbehörde, der Verwirklichung entgegen zu führen trachtete.

Schenkte der erwähnte Kirchenälteste meinem Schreiben Glauben, so mußte er zu der Überzeugung gelangen, ich würde nunmehr mit ganz bestimmten Anträgen und Vorschlägen, welche ihm ganz besonders wissenswert erscheinen möchten, hervortreten, und darum auch zu kommen vorziehen. Ich sollte mich denn auch nicht in meiner Berechnung getäuscht haben. Als die drei Kollegien zur anberaumten Stunde sich im Gasthaus versammelten, war auch er zur Stelle, um der Dinge zu warten, die da kommen sollten. Die meisten werden mir zugeben, daß sie mit „recht sorgenschwerem Herzen“ erschienen waren; nur einzelnen noch war etwas von der kühnen Entschlossenheit, welche vorher fast alle gezeigt hatten, auf der Stirne geschrieben. Nun ist es nicht meine Art, Dinge, die ich einmal aufgegriffen, so leicht wieder fahren zu lassen; wer wagt, gewinnt, ist mein Grundsatz. Allein, hätte ich bis zu diesem Augenblick an die Durchführbarkeit einer Separation geglaubt, jetzt, angesichts der Versammelten würde ich jeglichen Gedanken an eine solche aufgegeben und die ganze Versammlung sofort aufgelöst haben! Denn wenn eine Separation auch nur von irgend welcher Dauer sein soll, so muß sie „doch wenigstens“ mit Begeisterung und entschlossenem unerschrockenem Geist „ins Werk“ gesetzt worden sein! — Aber ich verfolgte ja bei der Versammlung meine ganz besonderen Zwecke; so war ich, obschon mir die allseits bedenklichen Mienen genugsam für die Stimmung, nun Ernst gemacht werden zu sollen schien, besagten, denn entschlossen, noch einen Schritt weiter auf der schiefen Bahn zu thun, die mich zweifellos in den üblen Ruf eines „unverfrorenen“ Separatisten bringen mußte, und eröffnete die Versammlung! Zunächst legte ich noch einmal den Sachverhalt dar; alsdann, um die Versammelten vor die ersten Konsequenzen der von ihnen s. Zt. aufgegriffenen Separationsdee zu stellen, teilte ich ihnen einen benötigten Scheidebrief an den Oberkirchenrat zur Unterschrift mit. Da nun schieden sich sofort, wie ich erwartet hatte, die Geister in drei geteilte Lager: die kleinste Zahl, ich meine, es waren ihrer drei, stimmten dem Wortlaut zu, die meisten hüllten sich in tiefes bedenkliches Schweigen und waren zu keiner Erklärung zu bewegen, die übrigen fanden an

allen möglichen Wendungen etwas auszusehen. Ersichtlich gedachten sie des schönen Wortes: „Wat schreben is, is schreben“ (d. h. „was geschrieben ist, ist geschrieben, unveränderlich“) und waren sich voll bewußt, mit einer kleinsten Unterschrift sich zu großem Thun, wenn ich Ernst machte, verpflichtet zu haben, darum suchten sie durch Einwendungen gegen den Inhalt des Schriftstückes die Unterschrift in mildesten Form zu umgehen resp. zu verweigern. Wer auf dem Lande zu Hause ist und also weiß, wie schwer es manchmal schon bei Erledigung der einfachsten Fragen ist, die Beteiligten zu einer benötigten „Namensunterschrift“ eines Schriftstückes zu bewegen — es hat ja solche übertriebene Vorsicht mitunter auch ihr Gutes —, mußte das Widerstreben der Versammelten bei diesem außerordentlichen Fall voraussehen! Es bedeutete natürlich ein vollständiges Scheitern des Separationsplanes, wenn ich einen solchen gehegt hatte! Ob letzteres der Fall gewesen ist, muß dem Leser aus allem Vorhergehenden klar geworden sein; sein Urteil richtig zu leiten, diene ihm auch noch Folgendes:

Man machte mir aus der Versammlung heraus den Vorschlag, doch zuvor die „einzelnen Mitglieder der Gemeinde“ um ihre Ansicht über die Separationsidee befragen zu lassen. Nun kannte ich die Stimmung der Gemeinde, wußte, daß sie einer etwaigen Separation nicht ungünstig war; wollten also die maßgebenden einflussreichen Kreise der Gemeinde sich in ihren Entschlüssen durch die Meinung der sonst von ihnen Geleiteten bestimmen lassen, so hätte mir solches bei einer ernstlichen Absicht, die Bewegung um jeden Preis zum Ziel zu führen, nur erwünscht sein können. Jedoch lehnte ich diesen Vorschlag, wie alle sich erinnern werden, kurzer Hand und bestimmt ab! Warum? Weil ich beabsichtigte, für die Durchführung einer Separation, wenn ich daran beteiligt sein sollte, Bedingungen und Anträge zu stellen, von denen ich im Voraus wußte, wie sie aufgenommen werden würden, es hätte die Gemeinde denn schon etwa — was ich ja auch bei dieser Gelegenheit erfahren konnte, da ich bislang nicht davon überzeugt war — mit anderen Worten, die maßgebenden Kreise derselben zu großen Opfern bereit sein müssen, um mich als ihren Pfarrer schon in meinen jungen Jahren zu gewinnen. Mit diesen Bedingungen trat ich nun hervor, anstatt auf den Vorschlag der Versammlung einzugehen. Welcher Art waren sie? Die Tagespresse hat dem Leser i. Zt. berichtet, daß sie darnach gestellt waren, meiner Heimatgemeinde den Austritt aus der Landeskirche „sehr verlockend“ erscheinen zu lassen! Prüfe der

Leser nun selbst, ob dem so war: Ich verlangte 1) den Neubau des Pfarrhauses, obwohl ich wußte, daß in anbetracht der großen Lasten der kleinen Gemeinde die Abneigung gegen einen solchen trotz des derzeitigen Zustandes des Pfarrhauses ungemein groß war. Glaubte doch der Oberkirchenrat später, als er, anstatt eine Pfarrvakanz für längere Zeit nach dem Wunsch der Gemeinde eintreten zu lassen, die Pfarre, ohne es zur Wahl kommen zu lassen, neu besetzte, der Gemeinde den Trost geben zu müssen, der neue Pfarrer werde, da er das Pfarrhaus kenne, nicht sobald mit irgend welchen Forderungen hinsichtlich eines Neubaus oder Umbaus der Pastorei an die Gemeinde herantreten! Ich bezweifle indessen, ob er sich lange mit der Gewißheit, daß sein Vorgänger Jahrzehntelang in voller Gesundheit im alten Hause gewohnt hat, trösten wird. 2) beanspruchte ich ein Anfangsgehalt von *M* 3600, obwohl ich wußte, — daß ich mich nicht geirrt, zeigte sich sofort nach Geltendmachung der Forderung — daß man, mit Ausnahme von vielleicht dreien, daran dachte, mich mit einem Anfangsgehalt von *M* 1800 abzufinden, derselben Summe, welche dem jungen Pfarrer der Landeskirche beim Dienstantritt zugestanden wird. Auf diese Weise wünschte man, falls doch etwa die Separation vor sich gehen würde, wenigstens den sicheren Gewinn erlangt zu haben, bei einem für „spätere Zeit“ in Aussicht genommenen Neubau von eigenen Lasten frei zu bleiben. Davon war aber mein Anerbieten, für die ersten 10 Jahre auf einen Teil des Gehaltes zu verzichten, himmelweit verschieden. Denn weil ich einen „sofortigen“ Neubau zur Bedingung machte, so war die Gemeinde im Separationsfalle gezwungen, das für den Neubau benötigte Kapital auf Amortisation anzuleihen, sah sich also in Geldopfer gestürzt. 3) verlangte ich das Recht, das Pfarrgut, d. h. das aus den Ländereien und Kapitalien und verschiedenen Gerechtigkeiten sich ergebende Gesamteinkommen der Pfarre selbst einziehen zu dürfen; am Schlusse des Jahres solle dann mit dem Kirchenrechnungsführer stets abgerechnet werden; hierin erblickte die Gemeindevertretung, wie vorauszu sehen war und sich mir dann auch zeigte, eine Bevormundung, die ihr nicht zusagen wollte.

4) forderte ich Anstellung auf Lebenszeit. Daß damit die wenigsten einverstanden sein würden, mußte mir wegen der Stellungnahme, welche ich im Interesse der Kirche bei der Durchführung der Kirchenrenovierung beliebt hatte, außer Zweifel liegen. Des Näheren mich hierüber zu äußern, halte ich nicht für angemessen, nur so viel

sei gesagt: „als die Kirche zur Freude aller in ihrem neuen Schmuck dastand, hatte auch ein Jeder in der Gemeinde das deutliche Gefühl, daß „ich wisse, was ich wolle“ (wie der Volksmund zu sagen pflegt: „Se wet, wat he will“) und das für recht und gut Erkannte „stets“ durchzusetzen trachten würde, und möchten auch noch so Viele dawider sein.“ So sah ich voraus, was mir auf meine Forderung lebenslänglicher Anstellung sofort ausgesprochen wurde, nämlich: an eine Wahl für Lebenszeit habe man nie denken können, da man es „zuvor“ mit mir eine „Zeitlang“ doch erst hätte „versuchen“ müssen! Bei allem Vertrauen, das man mir stets in hohem Maße geschenkt, glaubte man doch, wo es sich um ein „Pfarramt“ an der Gemeinde für mich handelte, Vorsicht mir gegenüber beobachten zu müssen und jeglichen voreiligen Schritt, der nicht mehr einen Rückzug gestatten würde, vermeiden zu sollen. Also, werter Leser, geradezu ein Mißtrauensvotum! Es trat dadurch in ein etwas milderer Licht, daß mir zugleich ausgesprochen wurde, es sei durchaus nicht „persönlich gemeint“. Nun, ich habe versucht, den Unterschied herauszufinden, so schwer es mir werden mußte; auch habe ich meinen Oldorfern das Mißtrauensvotum nicht weiter verargt, sondern ihnen hernach stets, wie vorher, zu beweisen gesucht, daß ich in meiner Stellung zu ihnen derselbe geblieben sei; hatte ich mich doch schließlich selbst durch mein, wenn auch durchaus nicht tadelnswertes, ungeteiltes Interesse für die kirchlichen Verhältnisse, welche oben flüchtig angedeutet wurden, in Mißkredit gebracht, wie ich längst überzeugt war; es galt nur noch die Probe darauf bei günstiger Gelegenheit zu machen; letztere bot mir nun die mit einem Male aufgetauchte Separationsidee.

Daß mit dieser Versammlung die ganze Separationsidee ihren Abschluß fand, bedarf wohl kaum noch der Erwähnung; in kürzester Frist schloß das Gerücht wieder ein, nur die Tagesblätter wußten der Angelegenheit noch längere Zeit Interesse abzugewinnen, indem sie dieselbe in kühnster Weise ausschmückten und durch einen tendenziösen Bericht über die dem Leser in ihrem Verlaufe früher dargestellte Landgerichtsverhandlung weiter ausgestalteten.

In Wirklichkeit konnte nach allem die Separationsidee niemals diejenige Tragweite gewinnen, welche derselben zugeschrieben ward, und welche auch der Oberkirchenrat auf Grund irrtümlicher Nachricht seitens eines ihm nahestehenden Amtsbruders meines Vaters befürchtete. So wie die ganze Angelegenheit verlief, stellte sich die ganze Kirchenvisitation als zwecklos heraus; denn die Bewegung war seit der oben

erwähnten Versammlung faktisch bereits vollständig zum Stillstand gekommen.

Also von irgend einer Dazwischenkunft des Oberkirchenrats und einem energischen Eingreifen desselben in die Bewegung konnte auch gar nicht die Rede sein; die Zeitungsnachrichten über derlei Dinge beruhten auf absichtlich oder unabsichtlich falscher Darstellung, ebensowie jegliche Meldung über einen Zusammenhang des Rücktritts meines Vaters vom Amt mit der Separationsidee! Der Gedanke, in den Ruhestand zu treten, hatte sich ihm bei seinem hohen Dienstalder vielmehr schon oft nahe gelegt — und nahm er gelegentlich der Kirchenvisitation nur Gelegenheit, seinem Wunsch nach Emeritierung ganz allgemein Ausdruck zu geben, und zwar auch nur erst dem Oberkirchenrat G. gegenüber. Als er dann bald darauf, weil ihm erklärt war, im Hinblick auf seine langjährigen treuen Dienste werde seinem Wunsche gewißlich willfahrt werden, um Versetzung in den Ruhestand nachsuchte, schien — ich weiß es ja nicht — man im Oberkirchenrat es noch gar nicht so gern zu sehen, daß der noch so rüstige Pfarrer von Oldorf nicht länger das älteste Haupt der dienstthuenden Geistlichkeit der Landeskirche verbleiben wolle — ich erwähne dies, um den Zeitungsnotizen „über eine Versetzung meines Vaters in den Ruhestand wegen Altersschwäche“ zu begegnen — denn es ward dem Kirchenrat der Gemeinde nun aufgegeben, in Sachen des Emeritierungs-gesuches ihres Pfarrers sich in Gemäßheit des Kirchenrechts Nr. 110 zu äußern, also auch darüber, ob die Beigebung eines „Hilfspredigers“ nicht den Verhältnissen entsprechend sei. Auf die gegenteilige Erklärung des Kirchenrats mit dem Hinzufügen, daß es der ausgesprochene Wunsch der Gemeinde sei, ihrem langjährigen Pfarrer, wenn er denn nun zu herzlichem Bedauern aller aus dem Amte zu scheiden gedanke, in allem willfahrt zu sehen, erfolgte denn in Bälde die Genehmigung des Emeritierungs-gesuches meines Vaters und zwar unter Verleihung des sonst erst nach 50 Dienstjahren üblichen Kirchenrattitels durch den Großherzog unter ehrenden Worten der Anerkennung seiner treuen Dienste.

Nach kurzer Pfarrvakanz hat die Gemeinde jetzt einen neuen Pfarrer wieder erhalten. Möge es ihm beschieden sein, durch eine „lange“ Amtswirksamkeit an der Gemeinde seines Vorgängers sich in gleichem Maße das Vertrauen und die Liebe aller zu erwerben, wie dieser; es ist die befriedigendste Frucht eines langen Amtslebens und die Vorbedingung jedes erfolgreichen Wirkens.

XXIII.

Anhang:

Protestantisches Klosterleben?

oder

Bete und arbeite.

Der Leser wird sich erinnern, daß ich gelegentlich der Erörterung über die vakanten Pfarrstellen in der oldenburger Landeskirche auf die Volksschullehrer als Verwalter der sonntäglichen Gottesdienste zu sprechen kam; ich äußerte in diesem Zusammenhang, daß unter ihnen vielfach eine Hinneigung zu dem in der theologischen Welt längst abgethanen, flachen Rationalismus zu Hause sei; woran mir diese bedauerliche Erscheinung zu liegen scheint, erwähnte ich damals nicht, halte mich auch jetzt nicht dazu berufen, an diesem Orte Vermutungen von mehr oder minder größerer Wahrscheinlichkeit darüber aufzustellen, immerhin möchte ich aber doch Gelegenheit nehmen, alle diejenigen, welche in „jeder“ Hinneigung der Volksschullehrerwelt zu einer freieren, religiösen und theologischen Überzeugung eine äußerst beklagenswerte Sachlage zu erblicken pflegen, auf einige Gesichtspunkte hinzuweisen, welche mir einen Anhaltspunkt für die Frage nach dem Ursprung „zu freier religiöser Anschauungen“, wie sie, so viel ich weiß, auch nach mancher Ansicht bei Lehrern gefunden werden, zu geben scheinen. Sie haben sich mir mit unwiderstehlicher Gewalt aufgedrängt gelegentlich der Lektüre von Tagebüchern einer Schülerin des Lehrerinnenseminars zu Kaiserswerth am Rhein, einer Gründung des bekannten, verdienstvollen Pastors Fliedner. Es waren Tagebücher, welche mich in die verschiedensten Stimmungen versetzt haben, zu freudigen gaben sie mir wenig Anlaß, zumeist waren es solche tiefen Wehs, denn ich las aus ihnen die Kämpfe eines unter dem Joch wenn auch überzeugungsvoller, so doch formenstarrer Orthodoxie seufzenden freien Geistes, der jeden Augenblick drauf und dran war, die einengenden Fesseln zu zerreißen und doch gleich darauf auch wieder unter dem festen Entschlusse stand, auszuhalten bis ans Ende.

Wenn wir für unsere junge, an den Seminarien heranwachsende Lehrwelt erhoffen, daß sie „ohne Ausnahme“ an diesen Stätten zu charakterfesten, religiösen Persönlichkeiten voll ernstern und doch zugleich auch voll freudigen Mutes und edler Begeisterung für die hohen Güter unseres